



Elsemarie Maletzke

Eine Liebe in Florenz

Elizabeth Barrett und Robert Browning
insel taschenbuch

Eine Romanze versetzt die englische Gesellschaft 1846 in Aufruhr: »Haben Sie gehört, daß Miss Barrett praktisch vom Totenbett aufgesprungen und mit Mr. Browning nach Italien geflohen ist?« fragte eine Londoner Tratschtante ihre Freundin. Die Romanze der beiden Dichter Elizabeth Barrett und Robert Browning und ihre heimliche Hochzeit führten zum Eklat in England. Barrett war vierzig, eine vielgelesene Autorin, immer kränklich, die als die geheimnisvolle »Einsiedlerin aus der Wimpole Street Nr. 50« ihr Zimmer kaum verließ und unter der Fuchtel eines tyrannischen Vaters stand. Browning war nicht nur sechs Jahre jünger, sondern auch mittellos und dem lesenden Publikum noch weitgehend unbekannt. Zwanzig Monate hatte er sie mit Briefen und Besuchen umworben, ehe sie Mut faßte, mit ihm zu fliehen. Elsemarie Maletzke erzählt die Geschichte dieser großen Liebe und des ungeheuren Skandals, den diese entfachte.

Elsemarie Maletzke wurde 1947 in Oberhessen geboren und wuchs in Bad Kreuznach auf. 1968 begann sie in der Redaktion der Satire-Zeitschrift »Pardon« zu arbeiten. 1974 ging sie als Deutschlehrerin nach Irland. Zurück in Deutschland, arbeitete sie zunächst als Redakteurin bei der »Titanic« und später beim »Pflasterstrand«. Anfang der 80er Jahre erschienen die ersten Reiseführer über Irland und Dublin, später ihre großen Biographien. Elsemarie Maletzke lebt und arbeitet als Reisejournalistin und Autorin in Frankfurt am Main.

Elsemarie Maletzke
Eine Liebe in Florenz

Elizabeth Barrett und Robert Browning

Insel Verlag

*Umschlagabbildung: Lord Frederic Leighton
Painter's Honeymoon, ca. 1864, Ölgemälde, 83,8 × 76,8 cm
Museum of Fine Arts, Boston. Charles H. Bayley Picture
and Painting Fund, 1981.258 © 2010 Museum of Fine Arts, Boston
bridgemanart.com · Foto 1: Privatsammlung/Ken Welsh/
The Bridgeman Art Library · Foto 2: Hulton Archive/Getty Images*

*eBook Insel Verlag Berlin 2013
© Insel Verlag Berlin 2011
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung durch
Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag: Michael Hagemann
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn*

*eISBN 978-3-458-73262-4
www.insel-verlag.de*

Eine Liebe in Florenz



Foto 1: Elizabeth Barrett Browning

I

Am Morgen ihres Hochzeitstags geht Elizabeth Barrett am Arm ihrer Zofe aus dem Haus, angeblich, um einen alten Freund zu besuchen. Sie trägt ein Straßenkleid, denn ihr Vater darf nicht wissen, wohin sie strebt: von der Wimpole Street Nr. 50 im Nordwesten von London zum Droschkenstand in der Marylebone Street und von dort zur Kirche am Regent's Park, wo Robert Browning sie erwartet. Es sind nur ein paar hundert Schritte, aber ein großer Anlauf für den Sprung über den Abgrund, der sich hinter ihr auftun würde. Unterwegs läßt sie an einer Apotheke halten, um eine Portion Riechsalz zu kaufen, denn Miss Barrett, die in der Nacht zuvor kein Auge zugetan hat und alles in allem nicht sehr robust ist, weiß nicht, ob die Füße sie bis an ihr Ziel tragen würden.

Es ist der 12. September 1846, ein Samstag, und als die kleine Gesellschaft nach der Zeremonie um Viertel nach elf aus der Kirche tritt: das Brautpaar mit den Zeugen – ein Vetter von Mr. Browning und Miss Barretts Zofe Lily Wilson –, meint der Kirchendiener zum Dank für ein ordentliches Trinkgeld ihnen ein paar weise Worte über den heiligen Ernst der Ehe mit auf den Weg geben zu müssen – nur um in ersterbender Rede das Paar in zwei Kutschen steigen und in verschiedene Richtungen davonrattern zu sehen.

Elizabeth Barrett Browning fährt zu Mr. Boyd, dem blinden Freund, der als Vorwand für ihr Fernbleiben von zu Hause gedient hat. Mit keinem Wort verrät sie, daß sie soeben geheiratet hat, aber sie nimmt gern ein Glas Zypernwein. Robert Browning kehrt ins Haus seiner Eltern nach New Cross zurück, damals ein Londoner Vorort in Surrey. Während seine Frau ihren Ehering vom Finger dreht und in die Tasche steckt, schreibt er ihr den 280. Brief in den zwanzig Monaten ihrer Bekanntschaft. Er hat genau mitgezählt. Die Hochzeit ist ihre 91. Begegnung; sie hat dreißig Minuten gedauert. »Ich blicke zurück, und in jedem Punkt, jedem Wort und jeder Geste, jedem Brief und jedem Schweigen bist Du mir einfach vollkommen gewesen. Ich wollte kein Wort und keinen Blick zurücknehmen. [...] Ich bin sehr stolz, daß mein Leben so von Dir gekrönt ward.«

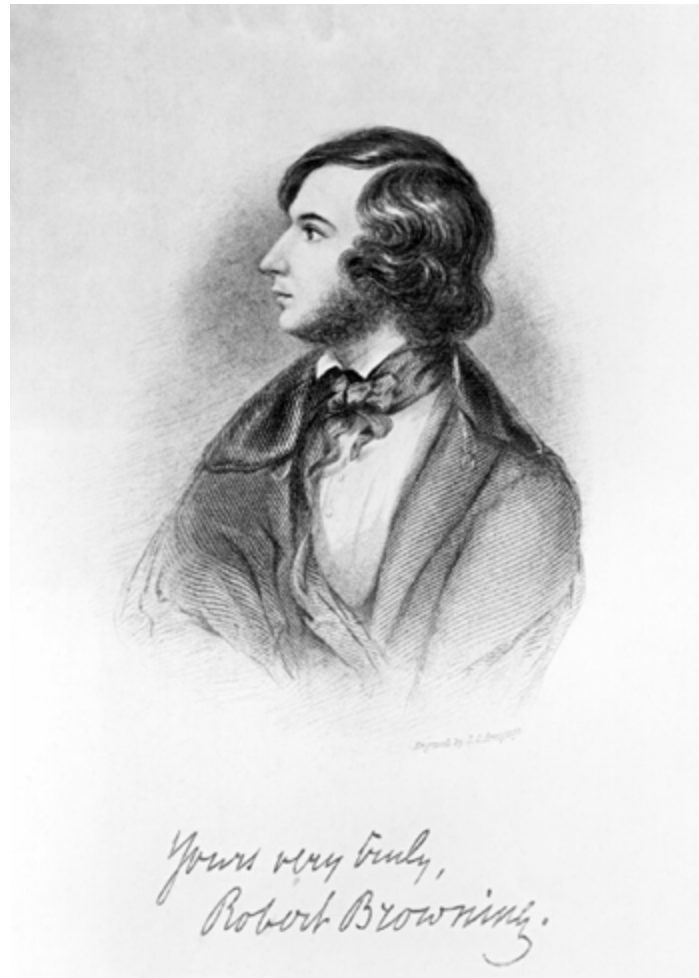


Foto 2: Robert Browning

Sie antwortet ihm: »Liebster, in der Aufregung und Verwirrung von gestern morgen war doch noch Raum für einen Gedanken, der keine Empfindung war – denn ich dachte daran, daß keine von den vielen, vielen Frauen, die aus dem gleichen Anlaß an der gleichen Stelle gestanden hatten, wo ich jetzt stand, daß wohl nicht eine von ihnen so viel Grund gehabt haben konnte, dem Mann, den sie heiratete, zu vertrauen und sich ihm völlig hinzugeben wie ich – nicht eine. Und dann dachte und fühlte ich zugleich, daß es nur gerecht sei, daß jene anderen Frauen die liebevolle Zuneigung und Unterstützung ihrer Eltern oder Geschwister genossen, die mir fehlte, denn ich hatte sie weniger nötig, weil ich glücklicher war.«

Nach den gesellschaftlichen Regeln ihrer Zeit ist sie eine Mesalliance eingegangen. Sie hat einen Mann geheiratet, der jünger und ärmer ist als sie. Aber daran verschwendet sie keinen Gedanken. Sie würde alle Brücken hinter sich abbrechen. »Du hast mich aufgehoben und ins Leben, ins Sonnenlicht getragen ... Was Du errettet und wiedererweckt hast, gehört Dir allein.«

Eine Woche später packt Elizabeth Barrett Browning das Nötigste und reist mit Robert Browning über Paris nach Italien. Das Paar hatte befürchtet, irgendein »Penny-pro-Zeile-Nachrichtenkrämer« – Vorläufer des modernen Leser-Reporters – könne im Kirchenregister blättern und die Zeitungen könnten Wind davon bekommen: Miss Elizabeth Barrett (40), die geheimnisvolle Einsiedlerin aus der Wimpole Street, eine unserer bedeutendsten Poetinnen, die seit Jahren nicht mehr in Gesellschaft gesehen wurde, und der mit einem Achtungserfolg (Paracelsus) hervorgetretene und mit seinem Folgewerk (Sordello) im Ansehen wieder gesunkene Nachwuchsdichter Robert Browning (34) haben sich unbemerkt von der Öffentlichkeit das Ja-Wort gegeben ...

Aber kein Gesäusel rührt sich in diesen stillen Septembertagen. Nur Elizabeths Schwester Arabel, die ihr Geheimnis ahnt, wartet vergeblich auf ein Wort der Erklärung. Doch Elizabeth schweigt so gut sie kann, weil sie die Jüngere nicht als Mitwisserin dem Zorn ihres Vaters Edward Moulton Barrett, des »Donnergottes«, ausliefern will. »Er wird mich umbringen«, schreibt sie. Und doch ist es »entsetzlich ... entsetzlich, einem Menschen aus freien Stücken Schmerz zuzufügen ... das erste Mal in meinem Leben«.¹

Das Abfahrtsdatum wird dreimal festgelegt und dreimal verworfen, und der reiseerprobte Browning, der von seinem Vater hundert Pfund geliehen hat, droht beim Buchen der Fahrkarten und Schiffspassagen kurzfristig außer Fühlung mit seinem praktischen Verstand zu geraten. Die Zofe Wilson packt Bücher, Kleider und Briefe zusammen und schickt die Kisten mit der Droschke in der Nacht vor der Abreise zur Vauxhall Station. »Ich hielt sie für verzagt und ängstlich«, schreibt Elizabeth, »und sorgte mich wegen ihrer Zaghaftigkeit. Aber allmählich komme ich dahinter, daß keiner so kühn ist wie die Zaghaften, wenn sie erst einmal richtig aufgebracht sind.« Wilson und Flush, der Hund, begleiten Elizabeth Barrett Browning, als sie am 19.

September gegen halb vier die Tür der Wimpole Street Nr. 50 endgültig hinter sich schließt, um Robert Browning in Hodgsons Buchladen in der Great Marylebone Street (heute New Cavendish Street) zu treffen. »Nun werde ich nur noch Dich haben, mich zu lieben – mein Geliebter! Nur Dich! Als sagte einer nur Gott.« Ihren Vater sollte sie nie wiedersehen.

Wie erwartet, erhebt sich ein Sturm hinter den beiden. Nicht, daß die Londoner literarische Szene entrüstet wäre. Keine Ächtung straft das Paar wie dreißig Jahre zuvor Percy Shelley und Mary Godwin oder acht Jahre nach ihnen Miss Evans alias George Eliot und George Henry Lewes, als sie zusammen Richtung Kontinent verschwinden. Keiner – außer Barrett Père – weigert sich später, das Paar zum Tee zu bitten, seine Briefe zu empfangen oder seine Bücher zu kaufen. Nur der alte Wordsworth brummt: »Na, hoffentlich verstehen sich wenigstens die beiden, da sie sonst niemand versteht.«

Die bessere Gesellschaft ist entbrannt von diesem romantischen Streich. »Haben Sie gehört, daß Miss Barrett, die angeblich im Sterben lag, aus dem Bett gesprungen und mit Robert Browning durchgebrannt ist?« fragt eine himmlisch aufgeregte Dame ihre Freundin. Diese hat es natürlich vernommen. Und ein Freund Brownings schreibt an einen anderen: »Miss Barrett ist, wie Sie wissen, unsere größte, zeitgenössische, englische Poetin. Jahrelang leidend, lebte sie abgeschieden zu Hause im Krankenzimmer zusammen mit einem dieser selbstsüchtigen, tyrannischen, puritanischen Halunken, wie sie geschmeidig durch die Welt laufen, dort den Calvinismus predigen und daheim den Despoten spielen. Unter der Knute dieses Mannes [...] hat sie ihren Geist zu höchster Blüte kultiviert. Sie hat Sprachen gelernt, sie liest griechisch und hat die bisher beste metrische Übersetzung des Gefesselten Prometheus vorgelegt und dazu drei Bände mit Gedichten geschrieben, deren letzter ihren Rang gleich nach Tennyson und Browning bestätigt. [...] Der alte Schurke von Vater schäumt natürlich und rauft sich den Bart«, schreibt der Freund, als sei er dabei gewesen, »aber glücklicherweise muß sein Zorn ziellos verpuffen, denn sie verfügt über ein eigenes Einkommen von 350 Pfund im Jahr, von dem die beiden recht behaglich leben können. [...] Sie ist schon etwas ältlich – zu alt für

Browning –, aber mit einem Wort: Sie lieben sich, und die Liebe macht uns alle wieder jung.«

Tatsächlich strahlte Elizabeth Barrett Browning auch in späteren Jahren noch etwas Mädchenhaftes aus, »klein und schwarz wie Sappho«, beschreibt sie sich, »fünf Fuß, ein Inch groß [1,55 m], keine nennenswerte Nase, ganz sicher kein Überfluß an Nase vorhanden, dafür ein Mund, der zu einer umfangreicheren Person paßte – und, oh, ein sehr, sehr schwaches Stimmchen, schwarze Haare, dunkler Teint, kleines Gesicht etcetera.« Auf ihrem bekanntesten Bild, das sie ein Jahr vor ihrem Tod zeigt, blickt sie groß und weh unter dunklen, geraden Brauen. Ihre Mundwinkel sehen ein wenig bitter aus, aber aus ihren Briefen wissen wir, daß sie sehr ironisch sein konnte. Zwei Matten ihres schwarzen, gelockten Haares fallen ihr vom Mittelscheitel auf die Schultern, eine Haartracht, die in ihrer Jugend Mode war und die sie nie änderte.

»Kleine Portugiesin« war einer von Brownings Kosenamen für sie, und vielleicht war am Stammbaum ihres Urgroßvaters Edward Barrett, eines Plantagenbarons, der über große Teile der jamaikanischen Nordküste und über zehntausend Sklaven geherrscht hatte, zwischen den legitimen hellen einmal ein dunkles Blatt gesprossen. Der Grund für das Heiratsverbot, das Elizabeths Vater seinen sämtlichen Nachkommen auferlegte, soll seine Furcht vor dem möglichen Auftauchen des afrikanischen Erbes in den Physiognomien seiner Enkel gewesen sein. Elizabeth selbst glaubte, sie habe »schwarzes Blut«, und deutet Browning gegenüber einmal die »sichtbaren äußeren Zeichen« an, das dunkle Haar und den Teint (»nach weiterem magst Du meine Schwestern fragen!«). Und an anderer Stelle: »Ich würde zehn Städte in Norfolk (so ich sie denn besäße) für eine reinere Herkunft hergeben als es das Blut der Sklaven ist! – Verdammt sind wir von Generation zu Generation!«²

Auch Robert Brownings Ahnen wurden von Biographen unter die Lupe genommen, denn sein väterlicher Familienzweig – seine Mutter hatte deutsche und schottische Vorfahren – war ebenfalls mit Westindien verbandelt. Er selbst spricht einmal im Scherz von sich als »diesem kleinen,

langweiligen, gelben Kerl«³, die einzige Anspielung auf einen vielleicht nicht ganz englischen Teint.

Während die Moulton Barretts jedoch den aus der jamaikanischen Plantagenwirtschaft stammenden Reichtum bedenkenlos verzehrten und Mr. Barrett in London mit nur unwesentlich verfeinerten Methoden seine Familie knechtete, war Roberts Vater auf einer Reise nach St. Kitt's, wo er sich ins Zuckerrohrgeschäft einarbeiten sollte, von der Sklavenhaltung derart abgestoßen, daß er »jede Aussicht auf eine Laufbahn in dieser Richtung verwarf, sich vor Ort anderweitig durchschlug und noch als Jugendlicher, zum Erstaunen und tief empfundenen Ärger seines Vaters«, nach England zurückkehrte. Er begann eine Laufbahn bei der Bank von England, brachte es zu einer gehobenen Stellung, zu Wohlstand und einer sechstausend Bände umfassenden Bibliothek.

Robert Browning hatte von seinem Vater Kunstsinn und Wißbegierde, Großmut, Lebensbejahung und ein freundliches Herz geerbt. Browning senior zahlte die Druckkosten für seine Bücher und erlaubte dem Sohn, das Leben eines Dichters und Privatgelehrten zu führen. Der junge Browning selbst sah ein wenig genialisch aus mit wallender, dunkler Mähne, blaugrauen Augen und einem Halsbart um das glatte Gesicht, wie ihn heute wohl nur noch ältere amerikanische Sektenmitglieder im hintersten Ohio tragen. Mary Russell Mitford, eine Freundin von Miss Barrett, die Browning nicht leiden konnte, zog gern über seine »weibische Erscheinung« her: »ein Mädchen in Knabenhosen, mit langen Locken und ohne Halsbinde, nicht größer als ein Zwölfjähriger«. Elizabeth jedoch sah in ihm ihr Ideal: den klugen, zartfühlenden Mann, den Seelenfreund und den überragenden Dichter.

Die Geschichte von Barrett und Browning ist von der Sorte, die eigentlich zu schön ist, um wahr zu sein, und in der Tat hat sich die Kenntnis ihrer Romanze länger frisch gehalten als der Eifer, ihre Werke zu lesen. Beide Protagonisten haben die poetische Erscheinung ihres gemeinsamen Lebens stets befördert, und alles paßte zusammen: der böse Zauberer, der seine schon leicht verblühte Tochter in rapunzelhafter Abhängigkeit hält; der strahlende junge Dichter-Ritter, der sie aus ihrem muffigen Turm befreit; die Liebe, die Leidende wieder gesund und Zagende tatkräftig macht.

Und doch ist alles so viel schwieriger und schmerzlicher. Und auch ein wenig rätselhaft. Warum hatte sich Elizabeth Barrett in diese freiwillige Gefangenschaft begeben und alles getan, um darin zu verharren? Warum mußte sie, die alt genug, intelligent, geschäftsfähig und dank des Legats einer Tante finanziell unabhängig war, ihre Korrespondenz und später ihre Liebe fast zwei Jahre lang geheimhalten, um am Ende mit Browning ins Exil zu entweichen? Die Gesellschaft würde ihnen verzeihen. Robert Brownings Eltern waren bereit, sie mit offenen Armen zu empfangen. Warum also konnten sie sich nicht in angemessenem Abstand von Wimpole Street in London niederlassen?

Die Antwort liegt in Elizabeth Barrett Brownings Familiengeschichte und in der Beziehung zu ihrem sehr geliebten, besitzergreifenden Vater, der sein siebengescheites Töchterchen fast wie einen erstgeborenen Sohn großzog. Sie gründet in dem Konflikt einer jungen Frau, die lernen mußte, daß Privilegien, Talent, Ruhm und alles Wissen dieser Welt sie nicht von dem ihr vorgezeichneten Weg als ewige Tochter abbringen würden. Die »unübersteigbaren Hindernisse«, die sich ihr und Browning in den Weg stellen sollten, bestanden nicht nur in Mr. Barretts Heiratsverbot und der drohenden Enterbung. Elizabeth selbst konnte sich monatelang nicht durchringen, »poor Papa« Kummer zu bereiten und ihn zu verlassen. Robert Browning mochte sie ans Licht und in die Freiheit getragen haben, aber er war nicht der erste Mann in ihrem Leben, den sie geliebt hatte, und sie trug ihre Kette bis zum Ende.

II

Elizabeths Vater Edward Barrett Moulton Barrett war 1792 mit zwei jüngeren Geschwistern von Jamaika nach England geschickt worden, um dort eine passende Internatserziehung zu genießen. Er war sieben Jahre alt, und niemand stand ihm bei. Dem Kapitän des Schiffes gab er seinen tränennassen Handschuh, damit er ihn seiner Mutter zurückbringe. Der Junge, der auf Cinnamon Hill über Montego Bay als »Master« über seine eigenen Sklaven verfügt hatte, landete hart in der Schule von Harrow. Ein älterer Mitschüler, dem er als »Fuchs« dienen sollte, prügelte ihn durch, weil er den Toast hatte anbrennen lassen. Es war ein unvergeßliches Ereignis.

An seinen Vater Charles Moulton konnte Edward sich kaum erinnern. Er war offenbar ein besonders unangenehmer Patron gewesen und früh aus dem Gesichtskreis seiner Familie verschwunden. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts machte er sein Geld vermutlich als Sklavenhändler in New York. Auf Jamaika wie in England lebten Nachfahren von Moultons weißen und schwarzen Nebenfrauen, mit denen Edward später um das gewaltige Erbe seines Großvaters prozessierte. Anders als der Vater würde der Sohn ein streng moralisches, religiöses Leben führen und jede emotionale und sexuelle Subordination seiner Nachkommen unterdrücken.

Als Erben ihres Großvaters mütterlicherseits fügten Edward und sein jüngerer Bruder Samuel dem bestehenden Barrett Moulton noch ein Barrett hinzu, weshalb Elizabeth eine geborene Barrett Moulton Barrett war; davon behielt sie nach englischer Gepflogenheit ein Barrett bei ihrer Eheschließung als Mittelnamen bei.

Mit zwanzig heiratete Edward Moulton Barrett Mary Graham Clarke, eine sechs Jahre ältere, liebenswürdige Frau, die dem herrischen jungen Mann in keiner Weise gewachsen war und unter dem Regiment des »Donnergottes« allmählich etwas von ihrer sanften Art einbüßen sollte, »so wie auch die Milch bei Gewitter sauer wird«, schreibt Elizabeth. »Sie war zu fraulich; dies war ihr einziger Fehler.« Mrs. Barrett stand in achtzehn Ehejahren zwölf Schwangerschaften durch, die letzte mit vierundvierzig. Nur eines ihrer

Kinder war außerordentlich begabt: Elizabeth, die Älteste, die am 6. März 1806, ein Jahr nach der Hochzeit, geboren wurde. Im Familienkreis hieß sie »Ba«, mit langem a, wie die englischen Schäfchen machen, aber, so schreibt John Kenyon, ein Freund der Familie, »unter ihrer Bä-Lämmertheit schlummerte eine Tigerin«.

Schon als kleines Mädchen trug sie das Bestimmerhütchen, war laut, entschlossen und trotzig, warf die Stühle um, wenn es nicht nach ihrem Willen ging, stiefelte im Park durchs Gestrüpp, statt auf dem Weg zu bleiben, und herrschte über Kindermädchen und jüngere Geschwister. Daß sie trotzdem geliebt wurde, lag an ihrer unterhaltsamen Phantasie und ihrem koboldhaften Charme. Die Geschwister schickten sie vor, wenn es galt, Papa um eine Gunst zu bitten, und solange sie klein war, vermochte sie ihn offenbar um den Finger zu wickeln.

Mit vier Jahren konnte sie lesen, mit sechs dichten, mit zehn schrieb sie Dramen auf englisch und französisch, die sie mit den Geschwistern für die Eltern aufführte, mit elf war sie fertig mit der schönen Literatur und wandte sich der Philosophie zu, mit dreizehn verfaßte sie ihr erstes längeres Werk in Blankversen, Die Schlacht von Marathon, das der stolze Vater in fünfzig Exemplaren drucken ließ, ein echtes book on demand. Er nannte seine Älteste »Poet Laureate von Hope End« und überreichte ihr eine Münze. Mit achtzehn begann sie, ihre Gedichte an literarische Zeitschriften zu schicken, und mit zwanzig genoß Miss Barrett in den entsprechenden Kreisen bereits den Ruf einer hochtalentierten Autorin.

Im Lauf der Zeit sollte sie lernen, sich wie eine Dame zu benehmen, aber ihrem Bruder Edward gestand sie, daß es sich bei ihrer zurückhaltenden Art um eine erworbene äußere Politur handelte, und daß ihr »weibliche Schwäche« zuwider sei. »Nur ich selbst weiß, daß dieselben zornigen Wallungen noch immer in der Tiefe meines Herzens schlummern. Mein Geist ist seinem Wesen nach unabhängig und verachtet die Unterwürfigkeit der Meinung, die von der Gesellschaft als notwendiger Begleitumstand femininer Anschmiegsamkeit betrachtet wird. Ich hege im Innersten ein fast stolzes Bewußtsein von Unabhängigkeit, das mich dazu treibt, meine eigenen

Ansichten zu vertreten und mich nur wirklicher Überzeugung zu beugen!!!!!!«⁴ Sieben Ausrufezeichen.

Elizabeth war die Tochter ihres Vaters. Weibliche Schwäche würde ihr niemals imponieren.

Der Reichtum der Moulton Barretts erlaubte es Mr. Barrett, in Herefordshire einen Landsitz zu kaufen. Er hieß Hope End, aber er nahm ihn trotzdem und ließ zum Zeichen seiner hochgespannten Erwartungen einen luxuriösen Garten anlegen und ein nicht minder extravagantes Haus bauen, einen türkischen Palast mit Kuppeln, zahllosen Türmen und Minaretten, die von eisernen Halbmonden gekrönt waren.

Edward Barrett, der sich weder künstlerischer, politischer noch sozialer Talente rühmen konnte, widmete sich dort ganz seiner Patriarchenrolle. Sein war das letzte Wort und der Ton gelegentlich etwas rauh: »Hast Du einmal beobachtet, wie ein Herr der Schöpfung bei Tisch die Stirn runzelt, weil die Koteletts nicht durchgebraten sind und wie seine Augen ein Feuer sprühen, das geeignet wäre, sie im Nu in Asche zu verwandeln?« schreibt Elizabeth später an Robert Browning. Wenn jedoch alles nach Wunsch verlief, kehrte Mr. Barrett seine wohlwollende Seite nach außen, ein aufmerksamer, ermutigender Vater, den zu demontieren es viele Jahre der Verwandlung und Verhärtung bedurfte, und den seine Älteste niemals aufhörte zu lieben.

Mit seinen Söhnen spielte er Cricket, und obwohl er entschiedene Ansichten darüber hatte, was sich für junge Mädchen schickte und was nicht, durften seine Töchter fast alles lesen, was seine Bibliothek hergab. Tom Jones und Aufstieg und Fall des römischen Reichs standen im verbotenen Regal, aber Werthers Leiden, Mary Wollstonecrafts Vindication of the Rights of Women, die Werke von Rousseau und Voltaire waren zugänglich. Rätselhafter Mr. Barrett! Vielleicht zeugte er so viele Nachkommen, um ganz in seiner Rolle als Kleinkönig von Hope End aufgehen zu können. Nachbarn, Spielkameraden, Freunde und zukünftige Ehegespense waren in seinem Reich nicht vorgesehen.

Als Elizabeths nächstgeborener Bruder Edward alt genug für die Unterweisung in den Klassikern war, bedrängte sie den Vater, an den Latein- und Griechischstunden seines Hauslehrers teilnehmen zu dürfen. »Bro«